

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Juan Gabriel Vásquez**

**Die Liebenden von Allerheiligen**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



## Die Einsamkeit des Magiers

### I

Léopold war der Ansicht, was in seiner Hosentasche geschehen war, gehörte zu dem Außergewöhnlichsten, was er je gesehen hatte – dieses Zusammenspiel von Schlüsselanhänger, Ehering und Zaubergebärde –, und für ihn war es kein Fehler gewesen, wie andere damals sagten, öffentlich die Kunst eines Magiers anzuzweifeln zu haben, auch wenn es nur ein Hobbymagier war, ein Sonntagszauberer. Das Gesicht des Magiers (Léopold erinnerte sich, wie er seinen Namen, Chopin, zum ersten Mal gehört und nicht zu fragen gewagt hatte, ob es ein billiger Künstlernamen war oder ob er nur zufällig gleich lautete) ragte aus einem dicken Rollkragen hervor, und die straffe Haut unter dem Kinn legte sich in Falten, wenn der Mann nickte oder sich besorgt zeigte, hatte sich auch in Falten gelegt, als Léopold an die hohe Stehlampe getreten war, das magische Beweisstück in der Hand, und sein rechter Absatz den Schalter auf dem Parkett gesucht hatte; die Lampe ging an, und Léopolds Augen begutachteten das Wunderwerk, einen Schlüsselanhänger, an dem ein Ring hing. Seine Frau Selma sah, wie er auf sie zuging, ihre linke Hand

nahm und ihr den Ring mit dem Diamanten auf dem glänzenden Metall überstreifte, als nähme er sie abermals zur Frau, und da seine Ehe ihm noch neu vorkam, wie einem anfangs Schuhe neu vorkommen, die man selten benutzt, konnte er nicht umhin, sich zu fragen, ob das immer so sein würde: ob kleine Gesten und banale Umstände ihm weiterhin als verspäteter Bestandteil derselben, längst vergangenen Liturgie erscheinen würden.

Damals, bei der katholischen Trauung, hatte sich das Kleid der Braut, cremefarben und nicht weiß, an den Armlehnen der Bänke verhakt, weil sie aus kindlicher Laune durchgesetzt hatte, dass die Hochzeit unter freiem Himmel stattfand, auf dem Hügel neben der Steinkapelle mit Blick auf Hamoir, trotz des heftigen Windes, der zu dieser Jahreszeit zum Drachensteigen einlud, und all das nur, weil es ihr zuwider war, sich mitten im Juli im feuchten, unheilvollen Dunkel der St.-Pauls-Kathedrale in Lüttich zu vergraben, deren bunte Fenster mit ihren Schichten von Stadtdreck kein Licht durchließen und um deren Portal sich am Wochenende Händler drängten, die Schokolade und Waffeln mit Sahne feilboten, inmitten der Wagen ihrer Kunden und der Kunden selbst, Eltern und ihrer ungeschickten Kinder mit den ungeschickten Händen, die Selma schon vor sich sah, wie sie mit süßen Soßen, Karamell, Apfel oder Brombeer, ihre glänzende Hochzeitsschleppe bekleckerten. Also befestigte Pater Malaurie aus der Nachbargemeinde Xhoris seine Soutane mit einer Sicherheitsnadel

und gab dem Paar seinen Segen, ohne vermeiden zu können, dass die Dünndruckseiten seiner Bibel wie ein Vogel im Käfig flatterten, und ohne je zu erfahren, dass die Braut schwanger war, schon gar nicht, in welchem Maß die Schwangerschaft der Grund gewesen war, dass sie sich an dem Tag hier befand, nun den Schleier hochhielt, damit Léopold sie küssen konnte, und sich dabei gegen den Wind drehte, damit ihr Haar nicht das Gesicht ihres Mannes kitzelte, ihn in einem so feierlichen Augenblick nicht zum Niesen brachte oder in seine Augen geriet. Léopolds Kuss schmeckte nach Champagnercocktail; von seiner Smokingschulter stieg eine Naphthalinwolke auf, die Selma widerwillig einatmete. In der Nacht weinte sie ein wenig. Sie wünschte sich, ihr Vater lebte noch und hätte sie zum Altar geführt. Ihr Vater Charles, der an Kehlkopfkrebs gestorben war, bevor sie sprechen konnte, war eine Fiktion gewesen, eine Hypothese. Ihre Tochter – Selma war sich auf magische Weise sicher, dass es ein Mädchen werden würde – konnte sich glücklich schätzen, einen lebenden Vater zu haben, weil sie nicht so allein aufwachsen würde wie ihre Mutter.

Die Freude, eine Tochter zu bekommen, hatte Selmas Art, sich zu bewegen, Léopold zu berühren (mit dem sie kaum ein Dutzend Mal geschlafen hatte, bevor sie mitten auf der Place Saint-Lambert ein Schwindelgefühl zu Boden beförderte), von Grund auf verändert, und als sie dann in dem Haus in der Rue de Lognoul bei Ferrières lebten, stand sie oft mitten in der Nacht auf,

schloss die Badezimmertür hinter sich, damit das weiße Licht ihren Mann nicht weckte, entkleidete sich vor dem Spiegel und versank in der Betrachtung ihres Körpers und seiner Veränderungen, denn das Studium ihres Bauchprofils im Laufe der drei, vier, fünf, sechs Monate war wie die Beobachtung des Mondes und seiner Phasen, eines fleischigen, fantastischen Nabelmondes über dem meergrünen Kachelhimmel. Ihre Brüste wuchsen an, bis sie in einer bestimmten Haltung beim Bücken spüren konnte, wie Haut auf Haut ruhte, und dieses seltsame, beinahe widernatürliche Gefühl erregte sie; ihre kleinen Warzenhöfe wurden dunkel, die Haut ihrer Brustwarzen wurde hart und porös, zwei Muttermale aus Sägemehl über der vollen, runden Blässe. Damals bot sich Léopold an, als Gastgeber die Jagdsaison zu eröffnen, zum einen, weil das eine kleine Ehre in seinem Jagdkreis war – Männer, die mit der Industriereinigungsfirma zu tun hatten, die die Familie seit 1959 ernährte –, zum anderen, weil es ihn insgeheim stolz machte, der Gesellschaft seine Frau und seine ungeborene Tochter vorzustellen, die eine in der anderen steckend wie eine Matrjoschka. Selmas Gesicht zeigte immer noch die Züge, die Léopold verzaubert hatten, doch die angeschwollenen Wangen, die Augenringe und das bemühte Lächeln verstörten ihn, und als die Jäger sich im Kreis versammelten, damit der *Maître de Chasse* seine Anweisungen gab und die Regeln festsetzte, der Augenblick, den Léopold dafür bestimmt hatte, Selma in den Kreis zu holen und etwas betont Witziges zu sagen wie *Frisch-*

*linge sind tabu, in eingefriedetem Gebiet wird nicht geschossen, und das hier ist meine Frau, Herrschaften,* da brachte es Léopold in seiner graugrünen Kleidung, das Gewehr an der Schulter baumelnd, nur fertig, mit der behandschuhten Hand (es war kalt) auf sie zu deuten, und in dem Schweigen, das sich im gepflasterten Hof einstellte, hörte man den unruhigen Atem der Jäger, das Scharren der Hunde auf den Steinen und durchs Wohnzimmerfenster die Klänge der Klavier-sonate, die jemand aufgelegt hatte. Dann zogen die Jäger los, die Jeeptüren schlossen sich, die Hunde bellten, und Selma blieb allein im Hof zurück. Sie pffte ein paar Takte der *Pathétique*: Sie hatte sie erkannt, hatte sie als Kind selbst üben müssen und war daran gescheitert. Nie hatte sie begriffen, was der Lehrer sagen wollte, wenn er die Exposition als etwas beschrieb, was sich im Kreise drehte, oder den Übergang zwischen *grave* und *allegro* mit der Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling verglich. Schmetterlinge hatte sie noch nie gemocht, sie ekelten sie nicht, sondern flößten ihr eine absurde Angst ein. Das wussten alle, die sie kannten (Léopold nicht, er hatte keine Ahnung).

Als sie ins Wohnzimmer trat, um sich aufzuwärmen, da die Kälte nicht gut sein konnte für das Mädchen in ihrem Bauch, war sie überrascht, einen Unbekannten im gelben Lehnstuhl sitzen zu sehen, ohne Gummistiefel, ohne Jägerkleidung, ohne die orangefarbene Warnweste der Treiber, in einem Wollpulli, dessen Rollkragen sich viermal umzulegen schien und dem Besucher

den Anschein eines Seemanns aus dem Märchen gab, eines sonderbaren Seemanns allerdings, ohne Seemannsbart, verliebt in Alfred Brendels Klavier und ausgestattet mit einer Miene voll Zynismus oder achtloser Feindseligkeit, die er sich auf dem Festland angeeignet haben musste. Er blickte auf, als sie, die Hausherrin, hereinkam, und stellte eine absurde Dreistigkeit zur Schau, indem er nur nickte, nicht als Gruß, sondern als beglückwünschte er sich selbst zu dem, was seine beschäftigten Hände gerade so flink taten. Und womit waren seine Hände beschäftigt? Selma merkte erst nicht, dass diese Kielspur aus weißem Leinen, mit der der Mann hantierte, in Wirklichkeit ein Kartenspiel war, das so schnell und geschickt von einer Hand in die andere wanderte, dass Selmas Augen aus der Entfernung und im Halbdunkel des Wohnzimmers (es war früh und der Kamin noch nicht angezündet) nur eine Art farblosen Regenbogen sahen und dann, nachdem sie den Mann gebeten hatte, das Tempo zu verlangsamen, eine Folge rosafarbener oder grauer Bilder, zu denen der weiße Hintergrund und der wechselnde Farbton der Figuren verschwammen. Es war halb neun. Als Léopold nach zwölf zurückkam, musste er feststellen, dass seine Frau einen der Küchenstühle vor den Ecktisch im Jagdzimmer gerückt und Léopolds schmiedeeisernen Aschenbecher, seine Bifokalbrille und sein Buch von Genevoix weggeräumt hatte und dass dieser Chopin, den er bloß aus Höflichkeit eingeladen hatte – alle im Büro wussten von der Jagdgesellschaft am Sams-

tag –, nicht einmal zur Jagd mitgekommen war, sondern diese Tradition verachtet und das leere Haus genutzt hatte, um der Gastgeberin mit den billigen Tricks eines alten Saufbolds, Falschspielers oder Jahrmarktclowns zu imponieren.

Selma bat Chopin aufgeregt mit großen Augen, zwei, drei der Tricks zu wiederholen, mit der er die morgendliche Langeweile vertrieben hatte (für ihn zumindest; für sie hatte er die Zeit, die Last des Bauches sowie die Kälte und den grauen Himmel der Ardennen verschwinden lassen). Er legte das Kartenspiel aufgedeckt auf den Tisch und bat den jüngsten der Treiber, sich eine Karte zu merken, drehte das Spiel um, ließ die Karten von einer Hand in die andere wandern, mischte zweimal, legte sie wieder auf den Tisch, hob ab und bat den Treiber, die erste vom Stapel zu nehmen und dabei seine Karte zu nennen. Der sagte Kreuzsieben und hielt die Kreuzsieben in der Hand, spärliches Raunen war zu hören. Léopold stampfte mit den Gummistiefeln übers Parkett und fragte, ob der Magier auch etwas Erstaunliches auf Lager habe. Chopin verdrehte die Augen, vielleicht hatte er dergleichen schon öfter erlebt, und die Situation war ihm unangenehm; er hob erneut ab und bat Léopold, die erste Karte umzudrehen. Es war der Pikkönig, dessen Profil ein weit geöffnetes Auge zeigte, das Léopold spöttisch ansah. Chopin bat den Treiber, sich seine Karte noch einmal anzuschauen: Die Kreuzsieben hatte sich in die Pikdame verwandelt, und einige klatschten zaghaft. Da forderte Léopold ihn heraus

(später mochte er sich wünschen, es nicht getan zu haben), seine Stimme sollte einschüchternd wirken, er verlangte einen echten Trick, wollte beeindruckt werden.

Der Magier weigerte sich nicht. Er bat Selma, ihren Ehering abzunehmen, und sie gehorchte, er bat Léopold, ihm seinen Schlüsselanhänger zu zeigen, einen kupfernen Hirschkopf, an dessen rechtem Horn ein doppelter Aluminiumring und der Schlüssel des Jeeps baumelten (der aufschimmerte, als jemand ein Streichholz anriss); er trat auf Léopold zu, legte die Gegenstände einen nach dem andern in die grüne Stofftasche und stellte sich dann wie eine Karyatide am anderen Ende des Wohnzimmers auf. In seiner Ecke, vor einem Schäferbild, das Selmas toter Vater in Öl gemalt hatte, und unter einem Wildschweinkopf, Léopolds erster Jagdbeute – 1973 in Modave, sechs Tage vor dem ersten Schneefall –, faltete Chopin auf Hüfthöhe die Hände, sprach ein paar Zauberworte, die zugleich atavistisch und spöttisch klangen, und seine rechte Hand beschrieb eine gewundene Linie in der Luft wie die eines toten Salamanders auf dem Asphalt. Léopold suchte den Schlüsselanhänger in seiner Hosentasche. Beklommen, fast ängstlich wühlte er mit der Hand zwischen Münzen und Munition, die zu Boden fielen, als er ungeduldig den Kupferhirsch hervorzerzte und aller Welt das kleine, erschreckende Wunder zeigte: Am Aluminiumring baumelte wie ein weiterer Schlüssel Selmas Ehering. Die Gäste gingen allmählich. Der Mittagstisch war noch nicht einmal gedeckt.

## II

Erst später, als der Unfall, für den an jenem Mittag das Terrain bereitet worden war, seinen Platz in Zeit und Raum eingenommen hatte, als Selma und Chopin bereits Begehren, Liebe und Scheitern hinter sich hatten, sollte Selma als Ursprung ihrer Einsamkeit die Hände des Magiers erkennen. Chopins Hände, klein und doch imstande, eine Spielkarte in ihrem Hohl zu verbergen – ein As, eine Königin, ja, vor allem eine versteckte Königin –, hatten Selma bezwungen. Die Kuppe beider Daumen war mit einer feinen, kaum sichtbaren Hornhaut überzogen; an der rechten Hand war das erste Glied des Mittelfingers ebenfalls mit Hornhaut bedeckt und drückte ein klein wenig nach außen, ein eleganter Buckel. In die groben Finger, das verbergende Hohl, die Handgelenke, so schmal, dass das gläserne Rund der Armbanduhren darum schlingerte und Chopin die Uhrzeit unter dem Handballen ablesen musste wie früher die Frauen, in all das sollte Selma sich verlieben. Noch am selben Abend erkundigte sie sich über Chopin: woher er stammte (aus Lüttich), welche Stellung er in dem Unternehmen einnahm (bloß Assistent in der Versicherungsabteilung, sein Büro hatte kein Fenster). Diese beiden Einzelheiten genügten, um ihre Neugier zu stillen, waren ihr jedoch vor allem hilfreich, denn sie spürte, dass der Name Chopin ein Himbeersamen zwischen den Zähnen war, angenehm und störend zugleich, und abends über ihn zu reden, nebenbei und vom Badezimmer aus, wäh-

rend sie sich Schenkel, Po und ihren Mond aus rosafarbener Haut mit Creme gegen Schwangerschaftsstreifen einschmierte, war wie das Ausspucken des Samens, damit sie in Frieden schlafen konnte. Léopold schimpfte mit ihr, weil sie ins Bett kam, bevor die Creme getrocknet war. Er konnte nicht fassen, dass sie unter der klebenden, verschmierten, nach Laboralgen riechenden Bettwäsche schlafen konnte.

Am Montag wachte Selma mit dem übermächtigen Gefühl auf, dass etwas anbrannte. Während ihr Mann hinunterging, um nachzusehen, ob in der Küche alles in Ordnung war, wurde für Selma der intensive Geruch zu einem Kloß Übelkeit, groß wie ein Pferdeauge, das in ihrer Luftröhre steckte und ihr keine Ruhe ließ. Sie erbrach den ganzen Morgen über, das Pferdeauge wehrte sich selbst gegen unschuldige Milch, heiß und mit Honig, bis das Erbrochene allmählich gelb und durchscheinend wurde und der Brechreiz ausblieb. Zwei Tage lang konnte sie nicht aufstehen, ohne dass sich der Bettvorleger aufbäumte und drohte, sie mit einer Welle zu Boden zu befördern, wenn sie es wagte, einen Fuß darauf zu setzen. Als die Schwindelanfälle aufhörten, beschloss Selma, dass ihr frische Luft und Bäume fehlten, und am Donnerstagmorgen ging sie in ihrem Flanellnachthemd hinaus, darüber einen Bademantel und einen roten Anorak, der sich seit langem schon nicht mehr über ihrem Bauch schloss, und gab dem Pferd Hérítier gerade sein erstes Fressen (sie konnte sich keinen Zentimeter bücken und musste das

Kraftfutter von oben herabrieseln lassen, als gösse sie Pflanzen), da hörte sie, dass ihr Mann zurückkam. Er hatte wohl etwas vergessen, hatte es vor der Autobahnauffahrt gemerkt, sich über sich selbst geärgert und war an der Ampel umgekehrt, bei der scharfen Kurve hinab ins Tal, hatte geflucht und war schneller gefahren, als dieser gefährliche Abschnitt der Ardennenroute erlaubte. Seine eisernen Rituale kamen Selma lachhaft vor, und es war auch zum Lachen, wenn man ihm beim Auffahren auf die Autobahn beim Schalten zusah, erster Gang, zweiter, zwischen zweitem und drittem griff er nach dem Aluminiumpäckchen neben der Handbremse und zwischen drittem und viertem öffnete er das Papier und förderte ein noch dampfendes Gouda-Sandwich zutage; das war sein tägliches Frühstück, Wochenenden eingeschlossen, und vor Lüttich hatte er es schon aufgegessen, faltete das Papier ordentlich zusammen, legte es aufs Armaturenbrett, wo es den Tacho verdeckte, und benutzte es am nächsten Tag wieder und am übernächsten, manchmal fünf Tage in Folge. Als Selma zum ersten Mal Zeugin dieses Rituals wurde, erklärte ihr Léopold, dass er es von seinem Vater geerbt hatte, einem Mann, der während des Krieges in Armut gelebt hatte und nach dessen Tod man über fünfzig Konservendosen fand, Champignons, Pfirsichkompott, Hering mariniert und pur, die hinten im Schrank vergessen ruhten, verborgen von Kisten mit Verträgen, Policen, Testamentsabschriften, und die der Vater vorsorglich für einen neuen Krieg gehortet hatte, für einen neuen Über-

fall der Deutschen. An all das erinnerte sich Selma, als sie seine Schritte hörte (Ledersohlen auf dem Kies, ein schlenderndes Gehen), seinen Atem, als würde er an einer Zigarette ziehen (die kalte Luft transportierte schlecht die Gerüche oder war ganz von Héritiers Dunst erfüllt), und seinen Gruß mit einer fremden Stimme. Der Schreck war kurz, aber heftig: Selma kreuzte die Arme über ihrem geschwellenen Leib, beschützte ihre Schwangerschaft. Vor ihr stand im Anzug, doch ohne Krawatte – zwei offene Hemdknöpfe, eine haarlose Brust, die funkelnde Diagonale eines Goldkettchens – Chopin. Sein Gesicht, das nicht mehr das eines Seemanns war, hatte den Ausdruck dessen, der sich vor ein Kind kniet, um ihm eine aufgeschürfte Stelle mit Wasserstoffperoxid zu betupfen.

Sie fuhr sich mit beiden Händen an die Wangen und befühlte die Nase, taub vor Kälte, sie war noch an ihrem Platz, und dieselben Hautfetzen hingen noch an ihren aufgesprungenen Lippen. (Sie wollte sich vergewissern, ob ihr Körper noch existierte, diese Maschine, die Begehren empfindet.) Selma ging das Heu hinten im Stall wenden, zog aus ihrem Anorak ein kleines, weißes Papiertütchen, das sie mit den Zähnen aufriss und auf ihren Handschuh entleerte, hielt den Handschuh an Héritiers Lippen und wünschte sich, dass die Pferdezunge auch sie vom Erdboden wischte wie den Zucker von der Hand. Nichts dergleichen geschah, nichts wollte sie retten. Da fand sich Selma wohl ab, denn nun ging sie den Kiesweg hinauf (mit schweren Knöcheln, Schen-

keln voller Wasser, Hüften, taub unter der Babylast), trat durch die Küche ins Haus, schloss die Tür doppelt ab, ging die Treppe mit dem Läufer hinauf, und erst auf der letzten Stufe merkte sie, dass die Hand des Magiers in der ihren lag, nicht zur Begleitung, sondern als Stütze für die unberechenbare, schwankende Masse ihrer Gestalt. Am Ende einer Flucht von Türen, lang und dunkel, da alle Zimmer geschlossen waren, damit die warme Luft nicht entwich, am Ende dieses seltsamen häuslichen Tunnels, in dem Selma sich an den Kartentrick erinnerte, bei dem ein Spiel fortgeschnippt wird und die gewählte Karte in einem Brandyglas landet, am Ende dieses Korridors, dieses verschwörerischen, passiven Kupplers, lag das eheliche Schlafzimmer, in das Selma trat, und darin das ungemachte Ehebett, das nach Eheschlaf roch und in das Selma sich seitlich wie ein Fötus legte, vielleicht in Nachahmung dessen, den sie in sich trug. Da war sie bereits nackt; der nackte Mann umarmte sie von hinten, und fast erschrocken entdeckte sie, dass sie nicht wusste, wohin mit ihren Armen, vielleicht, weil sie in dieser Stellung immer dort gelegen hatten, wo jetzt ihr Bauch war. Selma spürte die Wärme der fremden Hüften, spürte, wie sein Schamhaar sie am Hintern kitzelte, spürte, wie er in sie eindrang, und sah zugleich, wie die magische Hand ihren Mondbauch umfasste und ihre prallen Brüste streichelte, wie sein Zeigefinger, der in schwindelerregendem Tempo Karten mischen und dabei eine Karte von unterschiedlicher Größe im gezinkten Spiel der Magier herausfühlen

konnte, ihren Nabel umkreiste. Dann klammerte sich die Hand an das Kopfende des Betts, der offene Mund des Magiers fiel auf Selmas Schulter, und als sie sich ein wenig konzentrierte, konnte sie den Speichelfaden spüren, der ihren Rücken entlanglief und vielleicht den Kopfkissenbezug erreichen würde, der mit Seife gewaschen und auf der Badezimmerheizung getrocknet werden musste, bevor Léopold zum Mittagessen von der Arbeit kam und sich danach womöglich ein Schläfchen gönnte.